

Friedrich Ebert im Rahmen geschichtlicher Betrachtungen

Mit dem Ableben Friedrich Eberts liegt ein Stück neuester Geschichte Deutschlands hinter uns. Ohne uns des Personenkults schuldig zu machen, ist es an der Zeit, daß wir auch als Naturfreunde und damit als Klassenkämpfer die zurückliegenden sechs Jahre näher betrachten auf Grund unserer geschichtlichen Kenntnis und der ganz besonders in unseren Reihen stark ausgeprägten Naturerkenntnis. Das müssen wir um so mehr tun, als Unzufriedenheit und Kritik an der demokratischen Staatsform oftmals in unseren Ortsgruppen in recht scharfem Maße gepflogen werden. An Hand einer kurzen Aufrollung der Menschheitsgeschichte wollen wir uns deshalb in unsere heutigen Lage versetzen, um deren Geschehnisse besser verstehen und kennen zu lernen. Nur so ist es möglich, unsere Zeit, die wir aber mit Formen müssen, zu würdigen als einen Bruchteil der menschlichen Entwicklungsgeschichte, der seine Berechtigung hat wie alle bisherigen Phasen der Menschheit.

Vom Zellenwesen zum Tier über den Menschenaffen zum Affenmenschen bis zum Menschen, bei dem die Naturerkenntnis, der Verstand einsetzt, ist ein Jahrtausendelanger Weg der Entwicklung. Daran knüpfen die verschiedenen Formen der Gesellschaft an. Von der nomadisierenden Horde, die später sesshaft wird und mit dem Tausch und seinem Wertmesser die ersten Grundsteine zur kapitalistischen Wirtschaft legt, geht der Weg weiter über Völkerschaften, Herzogtümer, Kaiserreiche bis zur demokratischen Republik. — Der Personenkult ist in allen vergangenen Gesellschaftsformen zu Hause; aus ihm folgert sich die sogenannte individuelle Geschichtsauffassung: Die Horde führt der stärkste, einflussreichste Mann. Herzöge, Könige, Kaiser regieren, gestützt auf ihre Macht. Sie bekommen einen Anstrich des unfehlbaren, gottgewollten oder von Gottes Gnaden Regierenden. Das Reich des Denkmöglichen gab den Menschen die Religion; denn was sie nicht wußten und sich nicht vorstellen konnten, das glaubten sie. Der Mann an der Spitze des Staates mußte von Gott

sein, denn das war eine Beruhigung für das Volksempfinden, die über manche irdische Schwäche hinweghalf und dem System der Diktatur ohne jede Verantwortung den Gläubigern gegenüber Berechtigung gab, weil danach die Verantwortung für alle Taten im Jenseits wurzelte. Jede Zeit hat ihre Naturerkenntnis, die immer weitere Kreise zieht, bis zwischen der auf der längst überholten Naturerkenntnis fußenden Staatsform und der sich neu durchgerungenen Naturerkenntnis eine unüberbrückbare Kluft entsteht, so daß die alte Staatsform der neuen weichen muß, die dann mit dem Weltbild, das sich die neue Naturerkenntnis geschaffen hat, wieder übereinstimmt.

Getreu dieser Entwicklung lebten wir noch gestern im monarchistischen Deutschland und heute in der Republik. Die vergangene Menschheitsgeschichte zeigt, daß trotz Erschütterungen, vielleicht auch Rückschlägen, sich auch die demokratische Staatsform durchsetzen wird, denn sie ist in der Kette der Entwicklungsphasen die nächstvollkommene. Rückschläge und Erschütterungen wären ausgeschlossen, wenn jeder Zeitgenosse die Phasen der Menschheitsgeschichte erkannt haben würde. Die Erkenntnis setzt sich nur langsam durch und festigt ihre Staatsform, in unserem Stadium die Republik. Aber auch über diese wird die Naturerkenntnis hinwegschreiten. Auch das Zeitalter des internationalen Kapitalismus wird überwunden werden. Die Weltdemokratie, Gleichberechtigung aller Menschen auf Erden, wird das Endziel sein.

Mit der Erkenntnis dieser Entwicklungsgeschichte dürfen wir unserem Zeitalter der beginnenden Demokratie seine innere Berechtigung nicht aberkennen. Wir sollten uns vielmehr berufen fühlen, dank der uns gewordenen Erkenntnis, richtunggebend der großen Masse unserer Mitmenschen voranzuschreiten. Wirken wir schon durch unser Vorbild als Naturfreundebewegung erzieherisch, so sollten wir darüber hinaus nichts

unterlassen, unsere Volks- und Klassengenossen für unsere Bestrebungen zu interessieren und ihnen Naturerkenntnis beizubringen. Wenn wir so unsere Aufgabe erfüllen, fördern wir die Demokratie zu unseren Gunsten und zugunsten aller um ihr Dasein kämpfenden Klassengenossen und können in der Demokratie die Ideen des Sozialismus verwirklichen, die im Weltreich einstmals ihren Abschluß finden soll.

Daß an der Spitze der Republik bis vor kurzem ein Mann aus dem Volke, ein Sozialdemokrat stand, will noch lange nicht besagen, wie die vorhergehenden Darlegungen zeigen sollten, daß wir damit in einem Musterstaat lebten. Fritz Ebert fühlte sich immer wieder nur als der oberste Diener des deutschen Volkes. Er besaß schon in jungen Jahren als Kämpfer für seine Klasse und späterer Führer der größten Arbeiterpartei Deutschlands die auch für uns maßgebende Naturerkenntnis und Ideenwelt. Gerade deswegen war er, der zielklare, mit Selbstlosigkeit und einem unbeirrbar festen Willen ausgerüstete Mann, derjenige, dem das erste Amt in Staate aufgetragen wurde. Trotz seiner parteilichen Einstellung unparteiisch über dem Volke zu stehen war seine Aufgabe. Darin hat er seine ganze Größe gezeigt, die ihm den Respekt vieler auch gegen seine politischen Anschauungen eingestellten Parteien einbrachte. Womit man noch lange nicht auf die Lobhudeleien der gegen ihn gerichteten Presse nach seinem Tode, die ihn bei Lebzeiten aufs gemeinste bekämpfte, etwas zu geben braucht. Für uns steht fest, daß Ebert durch

sein unparteiisches Verhalten der Deutschen Republik vor ihren inneren Feinden und vor der ganzen Welt Achtung verschafft hat und damit seiner Klasse gleichzeitig den größten Dienst erwies. Denn er entzog damit der monarchistischen Reaktion jeden Resonanzboden und ihre Hoffnung, die republikanische Staatsform solange verächtlich zu machen, bis sie der Monarchie wieder Platz machen müsse, ging damit verloren. Allen Anwürfen gegenüber, bei aller Verantwortung, die ihm sein Amt aufbürdete, hat Fritz Ebert standgehalten. In politisch gefährlichen Situationen hätten die Meisten von uns es oftmals lieber gesehen, er wäre zurückgetreten. Doch schließlich sah er ein Stück weiter und bewahrte die Republik durch sein Bleiben vor Rückschlägen und Gefahren, von denen wir heute nicht behaupten können, daß sie ausgeblieben wären.

Ohne uns, wie schon eingangs erwähnt, des Personenkults schuldig zu machen, sind es nüchterne Gedankengänge, die uns dahin bringen, die Person Fritz Eberts, die über 6 Jahre dem deutschen Volke voranstand und dadurch mit unserem Schicksal aufs engste verknüpft war, zu würdigen. Heute noch ist die Menschheitsgeschichte indirekt von Personen abhängig. Einzelmenschen werden auch die geistige Führung des Proletariats übernehmen müssen, um die Zeit ihrer Naturerkenntnis entsprechend umzugestalten. Das wird solange fort dauern, bis die Gleichberechtigung aller erkämpft ist, und das erfordert, daß jeder sein eigener geistiger Führer sein muß.

Walter Fröhlich, Weimar.

Weimar

Hugo Gunde mann-Weimar

Es ist eine eigentümliche Sache, über eine Stadt wie Weimar etwas zu schreiben. Ist denn Weimar, die Stadt der Dichter und Denker, die Stadt, wo sich Deutschland seine Verfassung gab, und wo man die ältesten Funde der Menschen in den Erdschichten in seiner Umgebung (Chringendorf, Laubach) machte, nicht überall bekannt? Einst mag wohl Wimari, Behmare und wie sonst der Name überliefert wurde, der sich am passendsten wohl deuten läßt, wenn man ihn mit wi = geweiht oder wie = weich und mar = Moor, Sumpf (Niederung) übersetzt, lange Zeit nur eine kleine, unbedeutende Sied-

lung gewesen sein. Eine soweit zurückgreifende Geschichte wie seine Nachbarstädte hat Weimar wenigstens nicht, wenn es auch um 900 wahrscheinlich bereits eine befestigte Siedlung gewesen sein mag, denn sonst hätte Kaiser Otto II. keinen Reichstag hier abgehalten. Erst nach den Reformationskriegen entwickelte sich Weimar und bekam seine Glanzzeit unter Karl August, Goethe, Schiller und anderen.

Wohl hat die Stadt unter der dahineilenden Zeit und durch Menschenhand sich sehr verändert; doch der alten trauten Winkel gibt es noch genug. Vom Bahnhof kommend, stoßen

wir gleich auf das Museum, wo die alte und die neue Kunst in ihren Meistern zu uns spricht. Der Weg geht dann über den Biadukt in die Bürgerschulstraße, wo zur Rechten das Bertuch'sche Haus steht, ein zu Goethes Zeiten blühendes Unternehmen, die erste kartographische Anstalt. Dann betritt man den Karlsplatz mit einem alten Stadtturm und sich anschließender Stadtmauer. Durch einige Gassen führt der Weg zum Jakobsfriedhofe hin. Unter den alten Grabstätten sind erwähnenswert die von Lucas Cranach, dem Silberfabrikanten der Reformationszeit, von Goethes Gattin, von Christiane Neumann, Goethes Euphrosyne, und Schillers erste Ruhestätte im Kassengewölbe. Aermlich ist der große, freiheitliche Dichter gestorben und begraben. Im Leben befeindet, kamen seine Werke erst nach seinem Tode zur Geltung. Viele Jahre später erst wurden seine Gebeine in der Fürstengruft beigesetzt. — In Gedanken versunken biegen wir in den Untergraben ein, besuchen am Wege auch das althistorische Krakow-Haus mit seinem schönen, altdeutschen Hofe und seinen sehenswerten Zimmern, übrigens Zusammenkunftslokal der Weimarer Naturfreunde, und gelangen zum Schlosse. Ein Teil desselben birgt heute ein ausgedehntes Kunstmuseum mit allen seinen Einzelheiten. In Schloßnähe sieht man noch ein malerisches Stück Alt-Weimar: die Most-, früher Mistgasse, die Badestube mit ihren Winkeln und alten Häusern und dem Bachbett der alten Born-

mühle. So kommen wir nach und nach zum Markt. Ein schönes, interessantes Bild bietet er. Die Häuser mit ihren spitzen, hohen Stapelbäckern sagen uns, daß hier die Kaufmannschaft früher ihren Sitz hatte. Neben Lucas Cranachs Wohnhause steht das Stadthaus, ein ehemaliges Ritterhaus mit Inschrift und Wappen. Weiter findet man hier den Neptunbrunnen und das im gothischen Stile errichtete Rathhaus, welches 1840 an Stelle des niedergebrannten erbaut wurde und in die Windischen-, früher Wendengasse, hineinreicht. In dieser Gasse wohnte Schiller, ehe er in die Esplanade, die jetzige Schillerstraße, zog. Am Ausgang dieser, am Theaterplätze, erhebt sich das Deutsche Nationaltheater, worin sich die Deutsche Republik ihre Verfassung gab und wo das hehre Dichterpaa vom hohen Denkmalssockel grüßt. Weiter geht's, zum Frauenplan, zu Goethes Wohnhause. Das schauenswerte Goethe-Nationalmuseum ist in ihm untergebracht. Und nun durch die Seifengasse, am Stein'schen Hause vorbei, und bald nimmt uns der Park mit seinen mächtigen, eigenartigen und fremden Baumgruppen auf. Sehenswürdigkeiten aus Weimars „goldener Zeit“ haben die Parks von Weimar, Tiefurt und Belvedere in Hülle und Fülle aufzuweisen. Darum: Willst du Weimar kennen lernen, so durchheile nicht seine Straßen; unzähliges ist von Sehenden noch wahrzunehmen, und noch viele Meisterwerke sprechen lebendig zu dem Besucher.

Eine Einwanderung von Weimar nach Bad Berka *)

Tausende von „Fremden“ besuchen alljährlich Weimar, seines geschichtlichen und sonstigen Interesses wegen, weshalb man auch hier von „Fremdenindustrie“ redet. Tatsächlich fehlt auch hier jede nennenswerte eigentliche Industrie (Ursachen, die früheren Machthabern zuzuschreiben sind), was sich gesellschaftlich in einer ganz eigenartigen Psyche auswirkt und letzten Endes auch die Arbeiterbewegung beeinflusst.

Wir wollen uns heute außerhalb der Stadt bewegen. Wir möchten aber einmal ausdrücklich zur Geltung bringen, daß, obwohl Weimar besonderes Interesse bietet, und wir auch ganz

besonders der Arbeiterschaft einen Besuch raten und wünschen, wir doch der Ueberzeugung sind, daß auch Orte ohne „Tradition“ manches aufzuweisen haben, was der allgemeinen Beachtung wert ist und wir als Naturfreunde die Pflicht haben, darauf aufmerksam zu machen. Interesse zur Natur, Liebe zur Heimat und Lust zum Wandern zu wecken, d. h. Naturkunde, Heimatkunde und soziales Wandern zu pflegen, und dies auch in unseren Gaunachrichten zum Ausdruck zu bringen. —

Wir finden uns in der Nähe des „Fürsthauses“, jetzigen thüringischen Landtagsgebäudes, zusammen und wollen nicht versäumen, auf einen merkwürdigen Baum aufmerksam zu machen, der als stattliches Exemplar im Garten dieses Gebäudes steht: der Sinfgobaum, dem schon Goethe seine Aufmerksamkeit widmete, indem er die Berse prägte:

*) Die diesem Artikel beigegebenen Abbildungen sind, außer dem Kartenbild, vom Museum für Vorgeschichte Weimar bereitwilligst zur Verfügung gestellt und in Dr. Schusters „Altsteinzeit“ enthalten. Das Kartenbild, von W. Dehler gezeichnet, dürfte aus dem Text erklärlich sein.

Dieses Baumes Blatt, der vom Osten
 Meinem Garten anvertraut,
 Gibt geheimen Sinn zu kosten,
 Wie's den Wissenden erbaut.
 Ist es ein lebendig Wesen,
 Das sich in sich selbst getrennt?
 Sind es zwei, die sich erlesen,
 Daß man sie als eines kennt?
 Solche Fragen zu erwidern,
 Fand ich wohl den rechten Sinn.
 Fühlst Du nicht in meinen Liedern
 Daß ich eins und doppelt bin?

Der Ginkgo verdient vollauf das Interesse der Naturfreunde durch seine sonderbaren, keiner unserer Laubbäume ähnlichen Blätter. Sie sind längsseitig ganzrandig, aber am Borderrand seltensam unregelmäßig gelappt, und die Kiefernadel-ähnlichen Rippen breiten sich vom keilförmigen Grunde strahlig aus. Der Ginkgo stellt auf alle Fälle einen Vertreter einer älteren Pflanzenordnung dar, dergestalt, daß er als Zwischenglied der Farne und der Nadel- und Laubhölzer zu betrachten ist. Seine Heimat ist China und Japan, wo er als heiliger Baum geachtet wird. Aber auch sonst kann man in Weimar Pflanzenstudien machen. Besitzt es doch in der Gärtnerei des Belvedere-Schlusses eine Orangerie, die seltenste Pflanzen birgt; wo allerdings zu befürchten ist, daß, wenn die „Ordnungsregierung“ in ihrer Abbautätigkeit fortfährt, auch diese zum Opfer fallen wird.

Nachdem wir die, die herrlichen Parkanlagen charakterisierenden Alnterrassen, wo an der unteren Quelle alter Flinschotter mit Kalktuff verkittet jutage tritt, beobachtet haben, streben wir dem Vororte Ehringsdorf zu. Hier verschaffen wir uns Erlaubnis zur Besichtigung eines der weltberühmten Steinbrüche und vorgeschichtlichen Fundplätze (siehe Abbildung), wo wir beobachten einen von der Straße aus, was bei dem Büttnerschen geschehen kann. Von einer ausführlichen Beschreibung sehen wir heute ab, verweisen vielmehr auf die Artikel der Baumachtichten 1924 (Seite 132 und 149). Wir wollen nur kurz nachtragen, daß der wissenschaftliche Streit über die Zeit der Entstehung dieser Travertine seine Klärung dahin zu finden scheint, daß man der Feststellung Professor Sörgels zustimmen geneigt ist: die gesamte Eiszeitperiode ist am Aufbau der Schichten tätig gewesen. So entspricht nämlich der unter dem Luff liegende Schotter der Süßenbornerzeit (Voreiszeit), der folgende noch sehr kalkhaltige Luff (Sinter)

würde mit seinen Einschlüssen einer wärmeren Periode angehören (Zwischeneiszeit), der „Pariser“ (poröse Schicht) stellt nach Sörgel Löß dar, den starke Schnee- und Staubstürme in der Steppenzeit (Beginn einer Eiszeit) zusammenwehten. So kann man das in mehrmaligem Wechsel, wenn auch nicht ganz gleichmäßig, feststellen.

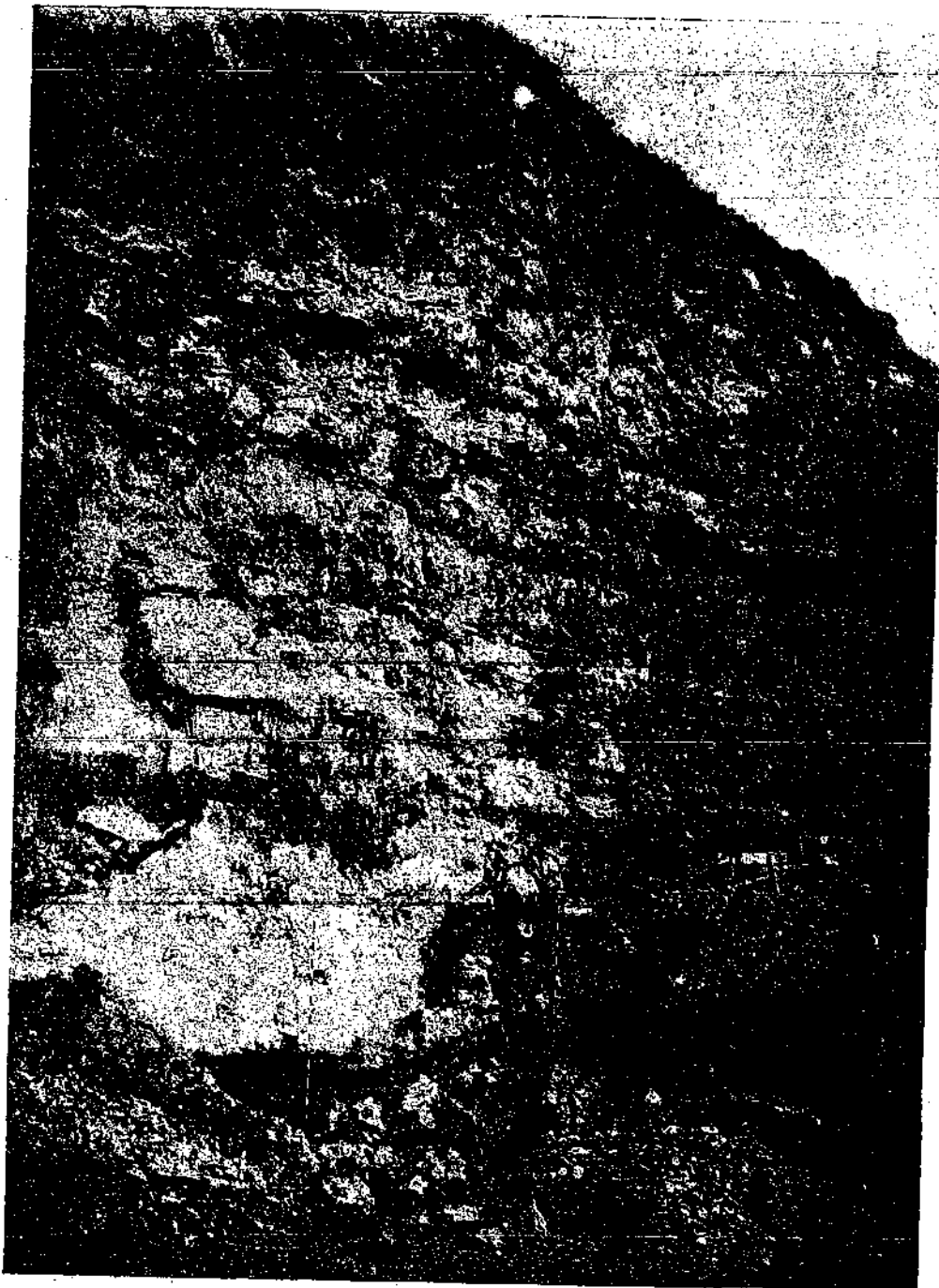
Wir wandern weiter und kommen unterhalb des Belvedere-Schlusses und des Hainturmes in die in den sogenannten Imgraben abgesunkenen Keuperschichten, die wir in einem Ausläufer des Walbes an der verschiedenen Färbung des Bodens und sonderbaren Auswaschungen kleiner und kleinster Tälchen wahrnehmen können. Auf einer kleinen Anhöhe hatten wir zuvor die vor uns liegende, weit ausbuchtende Almaue bewundert, die nach links durch die Orte Laubach und Meltingen begrenzt wird. Letzterer, ein Ort mit alter Geschichte und Sage, zurückgreifend bis ins 8. Jahrhundert. Nicht allzuweit entfernt weben gleichfalls Sagen geheimnisvollen Zauber über kaum auffindbare Mauerreste der alten Heinrichsburg. —

Durch mancherlei Beobachtungen und Besprechungen, so beispielsweise der umherliegenden Lese-Steine auf den zu durchquerenden Aekern, durch die wir Schlüsse ziehen können auf das den Untergrund bildende Gestein, oder durch Erklärung besonderer Pflanzen an Teichen und Lämpeln, an denen wir vorüberkommen, gelangen wir zu dem Orte Röttendorf. Es ist ein Vorwerk, der Rest eines durch noch sichtbare Wälle befestigten und mit einer Kirche versehenen gewesenen Dorfes. Noch einige andere Flurnamen der nächsten Umgebung bezeichnen „Wüstungen“, das Schicksal von Dörfern, die in den Kämpfen und Fehden früherer Machthaber (Bruderkrieg — sehr bezeichnend) zugrunde gerichtet worden sind.

An der Straße nahe der Elm, nicht weit von der Lamfurter Brücke, die die alte Kupferstraße, vom Rötisch kommend, herüberleitet, beobachten wir alte Flinschotter, deren wir auf unserem Wanderabschnitt noch oft begegnen und die uns den alten Flußlauf zeigen. Auf besagter Kupferstraße brachten im Mittelalter geschäftige Fuhrleute das Mansfelder Kupfererz nach Nürnberg und von dort Spielwaren und sonstiges in unsere thüringer Gane. Wir gehen die Straße nach Westen, an den Wasserwerkanlagen Weimars und Apoldas vorüber, dem Dörfchen Nettern zu. Von hier aus beobachten wir ein typisches Erosionstal bis unmittelbar vor Berka. Zu wiederholten Malen hat die Elm bald rechts,

bald links Steilwände geschaffen mit dem charakteristischen sanft ansteigenden Gelände am gegenüberliegenden Ufer (Meanderabildung). Das anstehende Gestein gehört dem Muschelkalk an. So bilden auch die nördlichen Ausläufer des Kölsch hier bei Dettern 20 m hohe Steilwände.

schon einen natürlichen Schutz. War der Böschungswinkel trotzdem zu flach, so wurde er durch Auflegen von Steinplatten gesichert, die erst im vorigen Jahrhundert zu Bauzwecken verwendet worden sind. Ein hoher Palisadenzaun tat zum Schutze noch das übrige. Das Merk-



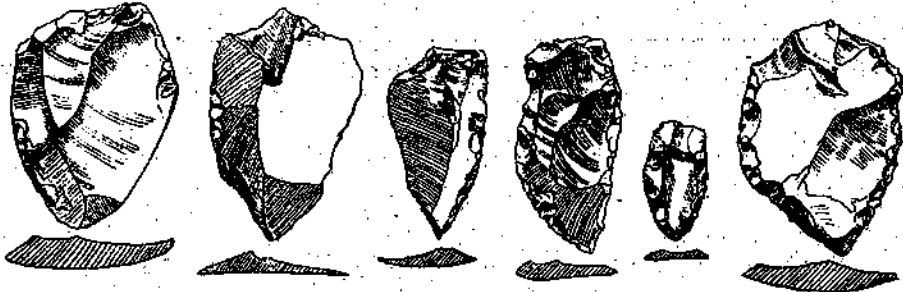
Profil von Bruch
Kämpfe,
Ehringsdorf

Und in etwas nordwestlicher Richtung schiebt sich eine Bergnase vor, die im Westen vom Ziegental begrenzt wird, das ehemals der heute trocken liegende Ziegenbach eingesägt hat. Diese Bergnase trägt Reste einer alten vorgeschichtlichen Fliehburg. Die beiden Steilwände bieten

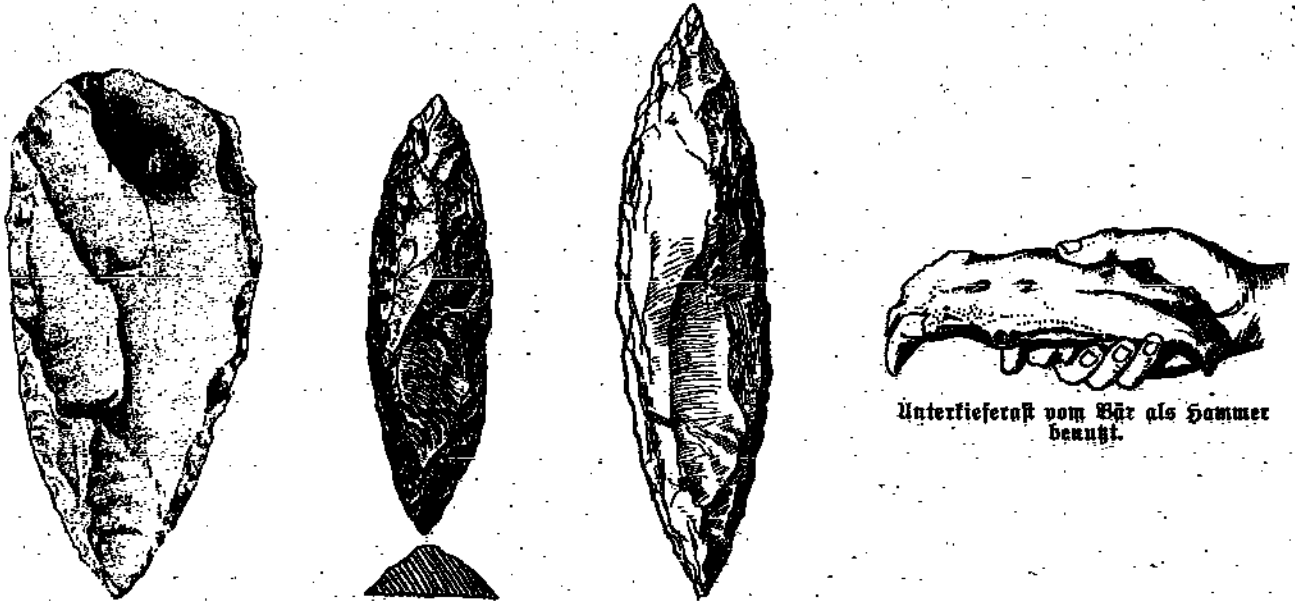
würdigste von dieser alten Befestigung ist der noch vorhandene 30 m lange und 5 m hohe Wall, der die offene Seite nach dem Walde zu abschließt. Dieser Wall ist aus Erde und Kalksteinen aufgebaut, wozu auch Holz verwendet worden sein dürfte. Das Fundmaterial

auf dieser alten Burg besteht aus Oberflächen-
funden, Topfscherben, einer Unmasse Feuerstein-
geräte und vieles andere. Systematische Gra-
bungen, die zu sicheren Schlüssen Veranlassung
geben könnten, sind noch nicht erfolgt. Noch
dürfte auch ein erhöhtes größeres Plateau vor
dem Wall auf vorzeitliche Besiedlung dieses
Bergabhanges hindeuten. Ein kleines, altes Hm-
schotterlager in dieser Höhenlage wollen wir
nicht unerwähnt lassen. Und sobald wir noch
etwas höher aus dem Walde in die Lichtung
treten, finden wir auf dem umgepflügten Acker

pfähle hinaus berühmt gewordenen, auf seiner
Kunsthochschule sich zusammengefundenen und
wirkenden Kunstmalers und Meister ihre Motive
gefunden. Wir durchqueren den Ort und klettern
den gegenüberliegenden steilen Hang empor zur
alten 25 m hoch liegenden Buchfartsburg. Auch
hier wenige Meter unterhalb alter Hm-schotter.
Dieses alte Felsennest mit seinen Sagen bietet
seltsame Reize. Auf schmalen Pfad an steiler
Felsenwand gelangen wir zu den „Burganlagen“.
Sie stellen mehrere, wohl 12 an der Zahl, in
den Felsen eingelassene Nischen dar, die vor-



Feuersteinwerkzeuge von Ehringsdorf.



Unterkieferknochen vom Bär als Hammer
benutzt.

Feuersteinspitze Ehringsdorf.

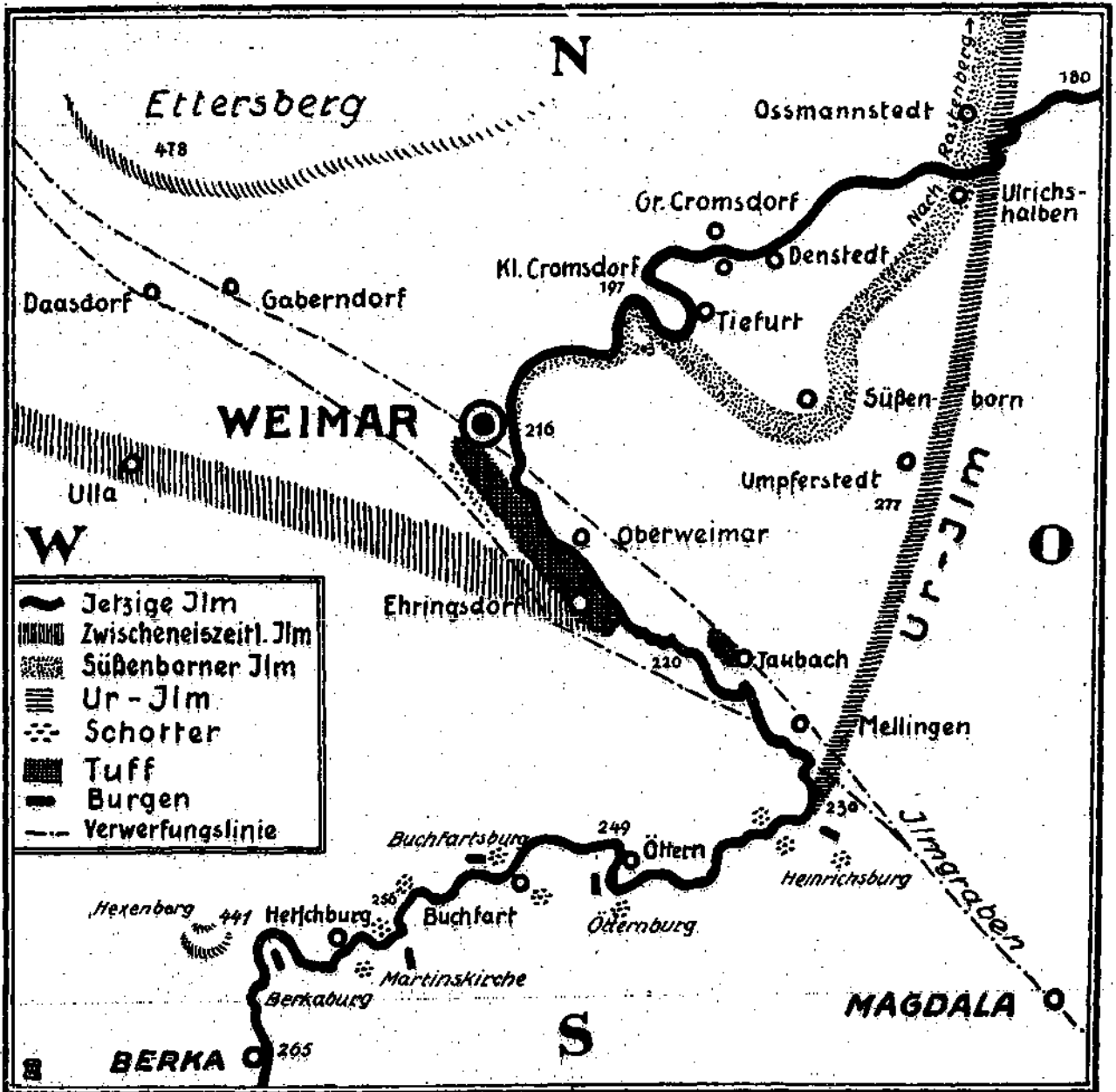
Prachtwolle Doppelspitze Ehringsdorf.

eine Unmenge Feuersteine, die uns die Eiszeit-
grenze verraten, auf deren südlichem Punkte wir
uns hier befinden; gleichsam, als ob der alte
Kötsch, den auch die Naturfreunde der um-
liegenden Ortsgruppen des öfteren zu ihrem
Zusammentreffen wählten, den mächtigen Eis-
massen des Nordens halt geboten hätte. Wir
wandern nun zurück über die nach Westen sich
hinziehende Erhebung und genießen herrliche Blicke
ins Hm-tal, vor allem auf das nun folgende
Dorf Buchfart (wird als Buchenwiese gedeutet)
mit malerischer alter überdachter Holzbrücke.
Hier haben oft die weit über Weimars Grenz-

bersten etwas höher gelegen und noch mit
Mauerverk versehen. Auch diese alte Befesti-
gung dürfte weit in die vorgeschichtliche Zeit
zurückreichen. Erstmals erwähnt wird sie im
7. Jahrhundert, dürfte aber im 15. Jahrhundert
schon verfallen sein, denn da wird ihrer bei
Verschacherung und Verschwendung (Belehnung)
des Dorfes nicht mehr gedacht. Selbst Goethe
sprach von dieser seltsamen Burg, wo auf der
Linne der Hirte seine Schafe weidete. Wir be-
steigen vollends den „Schloßberg“ und gehen auf
dem Wege bis zum Rosenbergl. Auch hier wieder
wunderbaren Blick ins Tal und unter günstigen

Umständen Fernsicht nach den Thüringer Wald-
bergen (Kiehlbahn). Wir versuchen nun auf leicht
auffindbarem Pfad, am Herrnsprung vorbei,
das Tal und die Buchart—Hetschburger Straße
zu erreichen und gelangen hier nach mehreren
100 m zur Martins- oder Bonifaziuskirche, dem
dritten merkwürdigen Wahrzeichen dieses Tales.
Wiederum eine natürliche Bergnase bis an die

es wurden Pfähle eingelassen, diese mit Ruten
in Flechtmanier verbunden und das Ganze mit
Lehm beworfen. Dieser Lehm ist durch irgend
welche Umstände gebrannt worden, denn die
durch Hamsterlöcher bloßgelegten Stellen zeigen
deutlich das rotgebrannte Material. Zudem hat
Professor Göbe-Berka hier Nachgrabungen ge-
halten und ist zu diesem Schluß gekommen.



Ilm heranziehend und erst in den 80er Jahren
des vorigen Jahrhunderts durch Straßenbau
durchbrochen. Ganz die augenfällige Erscheinung
wie bei der Detternburg. Das Plateau durch die
beiden Steilmände geschützt, die hintere offene
Seite wieder durch einen ebenfalls noch vor-
handenen Wall geschlossen. Dieser Wall aber
ist hier palisadenartig ausgeführt gewesen, d. h.

Hin und wieder findet man heute noch größere
Lehmbrocken mit den Abdrücken des dazu ver-
wendeten Holzes. (Wird in der Ausstellung ge-
zeigt werden.) Es geht die Sage, daß Bonifazius
hier gepredigt habe, also altheidnischer Kult hier
vorliegt, dem sich das Christentum wohlweislich
anzupassen wußte. Eine kleine christliche Kapelle
ist noch bis Mitte des vorigen Jahrhunderts vor-

handen gewesen. — Eine eigentümliche Melancholie befällt den Wanderer, vornehmlich im Herbst; blickt man auf das Landschaftsbild, so fühlt man so recht den Erlkönigszauber, den Goethe so köstlich in seinem bekannten Gedicht zum Ausdruck bringt. —

Sinnend schreiten wir auf dem Promenadenweg am Waldessaum entlang nach Berka zu. Ehe wir aber vor Berka zu Tale steigen, biegen wir rechts ab in Richtung auf das Zementwerk, das sich durch seine Rauchschwaden längst bemerkbar machte. Unscheinbar ist der kleine mit Buchen bestandene Höhenzug, der sich dorthin erstreckt; doch trug er ehemals die geräumige Burg der Grafen von Berka. Ein Vorläufer dieser Befestigung dürfte aber vordem schon in Berka selbst vorhanden gewesen sein, worauf vorzufundene Reste in der Stadt deuten. Ein mächtiger, noch heute ziemlich tiefer Wallgraben umzieht die ganze Anlage, die außer diesem nur noch dürftige Mauerreste aufweist. Goethes intimster Freund, Karl August, soll die Erlaubnis zum Abfahren der Steine gegeben haben. Der geräumige „Burghof“ ladet zum frohen Spiele ein.

Haben wir noch Zeit, so besteigen wir auch den nahen Herenberg. Unsere Mühe dürfte sicher durch den herrlichen Rundblick belohnt werden. Im Norden grüßt der Ettersberg. Vor uns im Süden das kleine Badestädtchen Berka; dem Pro-

letarier wohl dadurch bekannt geworden, seit die Thüringer Versicherungsanstalt auf dem nahen Emskopf eine Lungenheilstätte errichtete. Sie entzieht sich durch vorgelagerten Fichtenwald unserem Blick.

Geologisch dürfte unser Standort noch von einigem Interesse sein insofern, als wir uns auf oberem Muschelkalk befinden und in den Bundsandstein hinabblicken. Geologisch gesprochen, liegt hier ein Fenster vor, dadurch entstanden, daß durch Schrumpfung der Erdrinde hier eine Erhebung entstand. Durch Risse und Sprünge waren die oberen Schichten den Verwitterungskräften zugänglicher. Die „Am“ führte alles Material dem Meere zu und gewährt uns nun Einblick in die erwähnte Formation. In einem Seitental finden wir in Steinbrüchen guterhaltene Tierfährten verschiedener Arten, armdicke Kernstücke von Schachtelhalmern und anderes, woraus wir uns immerhin ein Bild entwerfen können von dem Ansehen jener längst vergangenen Epoche, die wohl an ein Wüstenklima erinnert mit durch heftige Regengüsse entstandenen Wassertümpeln und Seen. —

Wir trennen uns von der luftigen Höhe, nehmen unseren Weg über Bergern, der Mauseuburg vorbei nach Hetschburg, wo wir das „Bähule“ erwarten, das uns heimwärts bringen soll.
Edwin Schneider.

Der Ettersberg bei Weimar

Paul Kaufmann-Weimar.

Wie viele sind es doch, die von Naturschönheiten und merkwürdigkeiten fernere Gegenden zu erzählen wissen und ihre eigene Heimat, ihre engste Umgebung oft recht wenig kennen! Leider allzufrüh geht bei vielen das ohnehin nur spärliche Wissen auf heimatkundlichem Gebiete verloren und damit meist auch das, was man so Heimatliebe nennt. Besser würde es stehen, wenn jeder einzelne sich diesem Gebiete mehr widmen und wenn der Heimatkunde in den Lehrplänen unserer Schulen mehr Stunden als jetzt eingeräumt würden. Dann würde vielleicht manche „traurige Gegend“ noch nach der einen oder anderen Seite hin beachtet und bewertet werden, sicherlich nicht zum Schaden der dort Wohnenden.

Etwa eine Stunde nordwestlich von Weimar erstreckt sich der 15 km lange, durchschnittlich 6 km breite bewaldete Höhenzug des Ettersberges, von Westen nach Osten verlaufend. Schon seit alten Zeiten ist er von den Anwohnern ein-

geteilt in den „großen“ (westlichen) und „kleinen“ (östlichen) Ettersberg, obwohl das ganze Gebirge ein einheitlicher zusammenhängender Höhenzug ist. Die Staatsstraße Weimar—Ramsla ist hierbei als Trennungsgrenze anzusehen.

Geologisch betrachtet, haben wir im Ettersberge eine Horstbildung, d. h. ein durch inneren oder seitlichen Druck gehobenes Gelände, vor uns. Seine Bildung fällt in das Mittelalter der Erde, in die Triasperiode, und gehört der oberen Muschelkalkformation an. Der erhärtete Meeresboden birgt unzählige wunderbare Versteinerungen, in der Hauptsache Ammoniten in all seinen Arten und Abarten und Ueberreste von anderen Schalthieren, aber auch Pflanzenabdrücke. Manches schöne Stück ist von hier aus schon hinausgewandert in Privatjammungen und in mitteldeutsche Museen. — In eine spätere Periode fällt die Bildung des am Osthange liegenden kleinen Fuchshügels, der durch

eine Grundmoräne entstanden ist. (Näheres hierüber siehe „Am Wege“ 1924. Seite 95/96.)

Eigenartig und erwähnenswert sind die zahlreichen Erdfälle unseres Ettersberges, die zugangsweise am Süd- und Südwesthange zu finden sind; über 30 sind bis jetzt festgestellt worden. Am bekanntesten sind die Teufelslöcher in unmittelbarer Nähe des Bismarckturmes, von denen das größte einen Durchmesser von 66 m bei einer Tiefe von 14 m aufzuweisen hat. Noch übertroffen wird es von einem Einsturztrichter an der Straße Hottelstedt—Ettersburg mit 120 m Breite und 17 m Tiefe. Die Entstehungursache dieser Erdfälle ist in der ununterbrochenen Feinarbeit des fließenden Wassers zu suchen, das durch Auswaschen und Zerlegen wasserlöslicher Mineralien Hohlräume schuf. Die verbleibende Decke stürzte dann infolge seiner eigenen Schwere in die Tiefe.

Im Gegensatz zu den meisten Kaltgebirgen hat unser Ettersberg eine Reihe Quellen aufzuweisen; es sind zu nennen die Lojata-, Brauns-, Singerbach- und Heiligegeist- (!) Quelle, sowie einige Sickerstellen, die ebenfalls kleine Wasserläufe speisen.

Aber auch Freunde der Botanik kommen bei einem Besuche des Ettersberges noch immer auf ihre Rechnung, obgleich viel Neues dort oben nicht zu finden ist. Hohe, schlanke Fichten, da und dort mit Kiefern gemischt, bilden im Verein mit Buchen, auch Eichen, Birken und Erlen den Baumbestand. Wenn auch dem Nadelwalde durch Ausforsten des Unterholzes ein Teil seiner natürlichen Schönheit genommen ist, so erfreut er doch immerhin in seiner stolzen Pracht, durch anmelnde, lauschige Lichtungen angenehm unterbrochen, Herz und Augen. Die verschiedensten Bodenörtlichkeiten, als Wiesen, Waldblößen, Schonungen, Wald- und Bachränder, feuchte Stellen, Steinbrüche und Erdfälle bringen die mannigfaltigsten Pflanzenarten hervor; überall grünt und blüht es. Der Reichtum an Beeren und Pilzen ist schließlich auch nicht zu verachten.

Ein Stück selten schöner, ungekünstelter Natur bietet zur Sommerzeit der „Revolutionsschlag“. Hier hat noch nicht des Forstmanns Hand ordnend in das wilde und doch schöne Durcheinander eingegriffen. Frei, ungezwungen stehen hier neben bunten, zarten Wiesenblümchen mit Stacheln gut bewehrte Dornen und Disteln, wilde Sträucher, üppige Gräser streben lichtwärts, Brombeeren ranken sich am Boden fort. Hierliche Käferchen und fleißige Ameisen turnen da und dort umher, Schmetterlinge gleiten von

Blüte zu Blüte. Lacht nun gar ein reiner sonniger Himmel über allem — was dürfte dann wohl schöner sein als ein so von jeder Kultur unberührtes Fleckchen?

Die Ruhe und der tiefe Frieden, die den Wanderer droben empfangen, sind nicht immer gewahrt geblieben; reblich hat der „Alte“ Freud und Leid mit seinen Anwohnern geteilt. Daß der Ettersberg übrigens bereits in grauen Vorzeiten besiedelt war, beweisen Funde von bearbeiteten Feuersteinen. — Drei blühende Dörfer, Lützendorf, Herrenroda und Kleinroda, lagen einst auf seiner Höhe, umrauscht von alten Waldbäumen. Diese Ortschaften sind im blutigen Thüringischen Erbfolgekriege (1448/51) restlos zerstört worden. Von Lützendorf, das damals noch Luizindorf hieß, blieb allein die alte Wallfahrtskapelle Sanct Gangolf erhalten, die 1495 nochmals erneuert, aber schon nach 35 Jahren eingezogen wurde und schnell verfiel. Um diese Zeit entstand dann das heutige Kammergut, das zum Gedenken an das alte Dorf noch dessen Namen trägt. Ein Forstbezirk (westlich an der Straße Weimar—Ramsla, zwischen den Kilometersteinen 3,1—3,6) führt den Namen Herrenröbchen und bezeichnet die ehemalige Lage dieses Dorfes. Kleinroda ist in den meisten heutigen Karten noch unter diesem Namen eingezeichnet, obgleich jetzt nur noch ein stilles Waldgasthaus, das „Röbchen“, die Erinnerung an diesen Ort wachhält.

200 Jahre später, 1641, ertönte abermals Kriegslärm auf dem Ettersberge; des Dreißigjährigen Krieges wilde Horden mordeten und plünderten in allen umliegenden Ortschaften. Das bereits vorerwähnte Kammergut Lützendorf wurde bei dieser Gelegenheit abermals völlig zerstört.

Eingie hundert Jahre später tritt der Ettersberg als beliebtes Jagdgebiet der Thüringer Fürsten in Erscheinung; zu Goethes Zeiten, unter Karl August, wurde in dieser Beziehung der Höhepunkt erreicht.

Ein stiller Platz, mitten im Walde, mit 25 Linden bepflanzt, trägt den Namen Kaiserlinden. Auch mit ihm sind geschichtliche Erinnerungen verknüpft. Ein verwitterter Naturstein trägt die Jahreszahl 1806. Im Anschluß an den in diesem Jahre in Erfurt tagenden Fürstenkongreß fand am 6. Oktober auf bezeichnetem Plage eine Jagd größten Stils statt. Napoleon und der russische Kaiser, sowie 23 weitere Fürsten beteiligten sich. Von einem eigens für diesen Tag errichteten Jagdpavillon aus erfolgte der Abschluß des schon tagelang vorher zusammen-

getriebenen Wildes. Auf diese bequeme Art war freilich ein glänzendes Jagdergebnis gesichert, wenn dabei auch der letzte Bestand an Hirschen sein Leben lassen mußte, wie überhaupt seit jenem Tage der Wildbestand nur noch ein minimaler zu nennen ist.

Wiederum 100 Jahre später: 1919. Wilhelm Ernst ist nicht mehr; mit ihm sind die zahlreichen Tafeln „Verbotener Weg“ im Forste verschwunden. Reges Leben und Treiben setzt im Walde ein. Viele sind es, die die sogenannte Revolution nach ihrer Art auffassen und sich unentgeltlich ihren Holzbedarf in den Staatsforsten holen. Noch einmal, im Inflationsjahre 1923, blüht dieses Leben auf, diesmal aber aus drückender Not.

Zwei Hauptanziehungspunkte hat der Ettersberg für die Durchschnittsbesucher: den Bismarckturm und das Schloß Ettersburg. Der erstere, ein säulenartiger Bau, 470 m hoch gelegen, bietet dem Besucher einen umfassenden Niederblick auf Weimar, auf einen großen Teil des Untals und dessen Berge und hinüber auf die Erfurter Gegend. Bei einigermaßen günstigem Wetter werden auch die blauen Berge des Thüringer Waldes sichtbar. Schön ist's hier oben, schade nur, daß — der Turm Bismarckturm heißt. Eine kurze Strecke nördlich vom Turme erreicht der Ettersberg mit 482 m seine höchste Erhebung.

Am Nordhange, da wo der Wald zurücktritt, liegt das Dorf Ettersburg. Seinen Namen hat es von der Burg gleichen Namens, die 1080 gegründet und 1227 zerstört wurde. Ein späterer Aufbau mußte das gleiche Schicksal teilen. Ueber die zweite Burg sind irgendwelche Unterlagen nicht vorhanden, doch kann man die letzten Ueberreste dieser auf dem Burgberge, gegenüber der Oberförsterei, noch sehen. Das heutige Schloß ist 1736 als Sommer- und Jagdschloß des Weimarer Hofes entstanden; Goethe weilte oft und viel hier. Ein großer Park mit schönen alten Baumgruppen umgibt das Schloß. Dieses selbst ging durch Auseinandersetzungen mit dem ehemaligen Großherzog in den Besitz des Staates Thüringen über und wurde auch unserer Naturfreundebewegung als Ferienheim angeboten. Es konnte indes unsererseits als solches wegen ungeeigneter Räumlichkeiten nicht verwertet werden und wurde von der Stiftung „Deutsche Landerziehungsheime“ in Pacht genommen, die das Schloß als Waldschule benutzt.

Noch viele idyllische Fleckchen findet man auf dem Ettersberge; es sei hier nur noch der Brunst-

hof, eine Waldblöße, genannt, wo sich zehn Alleen treffen und man einen hübschen Blick auf Schloß Ettersburg hat.

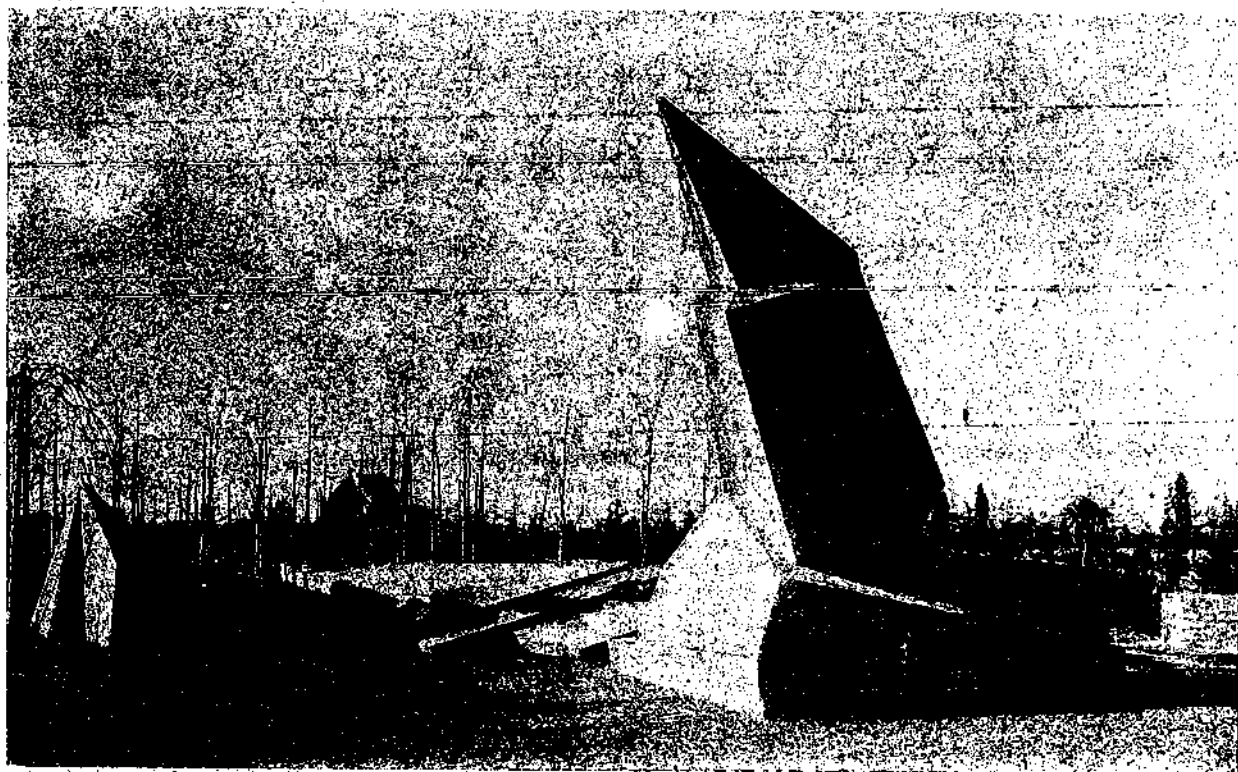
Für uns Weimarer Naturfreunde hat sodann der Ettersberg noch ein weiteres Interesse; auch wir haben dort oben ein „Schloß“. Eine kleine, unscheinbare Blockhütte ist's, die wir vom Staate in Pacht genommen haben.

Neulich muß man sich als Fremder nach der Lage der Hütte durchfragen, soweit man überhaupt hierzu Gelegenheit hat; doch das mag ihr Vorzug sein. Versteckt, am nördlichen Waldrande des Kleinen Ettersberges, eine Stunde von der Stadt, 10 Minuten von Kleinobringen entfernt, steigt sie im Forstbezirke Kämmererswiese, überschattet von einer Gruppe hoher Kiefern, vor einer jungen Fichtenschonung. Eine Quelle in nächster Nähe liefert gutes Trinkwasser. Nach Nordosten hin ist das Gelände frei und gewährt schöne Fernsichten auf das Kyffhäusergebirge mit seiner Ruine, auf die blauen Höhenzüge der Finne mit dem vorgelagerten Bad Rastenberg, gekennzeichnet durch seine Kalibohrtürme, und auf eine Reihe freundlicher Dörfer. Von anderer Stelle in unmittelbarer Nähe aus ist auch die Eckartsburg und ein kleiner Teil des Saaletals sichtbar.

Als Wanderziel an schönen Sommerabenden oder an regnerischen Sonntagen, als Treffpunkt solcher, die durch irgendwelchen Umstand nicht an der Vereinswanderung teilnehmen können und als Stützpunkt beim Wintersport ist sie uns lieb geworden. Viele frohe Stunden verlebten wir hier nach unserer Art, wobei ein freigelassener Spielplatz gute Dienste leistet. Natürlich machen sich auch reine Arbeitstage nötig; doch — „Wer Arbeit kennt...“ Immer wieder bringt ein Gang hinaus zur Hütte neue schöne Reize, mag die Sonne scheinen oder der Mond, mag's friedlich still im Walde sein oder mögen die Bäume im Sturme ächzen und stöhnen, oder mag der Schnee leise rieseln.

In unmittelbarer Nähe geht in den nächsten Wochen ein Werk seiner Vollendung entgegen: ein Kinderwalderholungsheim der Stadt Weimar. Möge es zur Genesung an Leib und Seele recht vieler Proletariatkinder beitragen.

Der Rückweg von der Hütte kann über das bereits erwähnte „Nädchen“ genommen werden. Von Herders Ruhe, einer Steinbank, aus genießt man nochmals einen schönen Niederblick auf Weimar und steigt dann nach diesem selbst hinunter, sich froher Stunden gern erinnernd.



Das Märzgefallenendenkmal auf dem Friedhof zu Weimar

Die Revolution hat sich in Weimar in ruhigen Bahnen gehalten. Das war wohl auch der Grund, weswegen die verfassunggebende Nationalversammlung nach Weimar verlegt wurde. Aber dennoch wurde Weimar bei diesem Anlaß durch einen militärischen Ring abgeschlossen, was schon damals zu allerhand Komplikationen führte, die durch die Besonnenheit des Arbeiter- und Soldatenrates beigelegt wurden. Das war schon der Anfang zu jenem Nachtdünkel der reaktionären Kreise, die im März 1920 die Zeit für gekommen hielten, die Gewalt wieder an sich zu reißen. — Am Morgen des 13. März traf die Kunde von den Vorgängen in Berlin ein. Erst gegen Abend ging die Bewaffnung der Arbeiterschaft unter schwacher Beteiligung vor sich. Trotzdem hatte sie Erfolge zu verzeichnen. Nur durch das hinterlistige Verhalten der Reichswehr, die zunächst sich neutral verhielt, dann aber gegen die Arbeiter auftrat, und durch das Eintreffen der Raumburger mußte die Arbeiterschaft auf den Kampf mit Waffengewalt verzichten. Am Morgen des 14., nachdem die alte Regierung abgesetzt wurde, Rechtsanwalt Jöck als neue Regierung präsentiert. Und nun wurde seitens der Arbeiterschaft der Generalstreik proklamiert, der auch mit aller Schärfe einsetzte. Am Montag, den 15. März, glaubten die Massen,

einen Situationsbericht seitens des Aktionsausschusses erwarten zu können, und starken Zufluß gab es nach dem Volkshause. Zu allem Ueberfluß wurde noch die falsche Nachricht von der Abhaltung einer Versammlung verbreitet. Eine Abteilung Militär stellte Maschinengewehre auf. Die Empörung stieg. Der Befehlshaber läßt blindlings in die Menge schießen und 9 Tote sind die Opfer jenes Gewaltstreiches „Kapp-Putsch“. Am 18. März wurden diese Toten unter außerordentlicher Massenbeteiligung der schaffenden Stände zur letzten Ruhe geleitet. Das Militär mußte weichen und Weimar verlassen.

*

„Das Alte stürzt, es ändert sich die Zeit und neues Leben blüht aus den Ruinen.“ Wie die kapitalistische Wirtschaft längst allen Gesetzen Hohn spricht und wie sie die Ursache der durch den Weltkrieg beschleunigten und vermehrten Anarchie im Gesellschaftskörper ist, so machten sich nun auch auf allen Gebieten Bestrebungen bemerkbar, diese Anarchie zu meistern, sie zu begreifen und ihre Kräfte zu nützen. Alles sucht eine neue Einstellung, Wissenschaft, Religion, Kunst usw. Da waren es Männer, die schon Weltruf in bezug auf ihre Kunstbestrebungen (Expressionismus) besaßen, die mit Hilfe der Revolutionsregierung nach Weimar

Kamen und hier das Bauhaus, an Stelle der alten Kunsthochschule, errichteten. Die Bestrebungen desselben gingen dahin, die Kunst mit dem Handwerk zu verbinden und beides zu innigerer, größerer Vollkommenheit zu bringen. Leider hat auch hier die Ordnungsregierung „ordnende“ Hand angelegt und das Institut — abgebaut. Als die Arbeiterschaft ihren Toten ein Ehrenmal zu errichten gedachte und einen Wettbewerb ausschrieb, war es auch der Leiter des Bauhauses, Gropius, der sich daran beteiligte und dessen Entwurf gewählt wurde und nun in Kunststein zur Ausführung gelangte.

Am Eingang der neuen Friedhofsanlage des nach dem Kriege erweiterten Städt. Friedhofes erhebt sich das Denkmal. Manches abfälliges Urteil und manchen seltsamen Deutung hört man über dasselbe, obgleich man ähnliche Bauwerke, wie die Pyramiden Ägyptens, die Obelisken usw. mit Bewunderung betrachtet. Aber unser Denk-

mal wird ebenfalls beachtet und immer finden sich Besucher dort ein. — Ein mächtiger, durch seltsame Flächendarstellungen verzierter Unterbau umschließt einen Innenraum. An der linken Ecke strebt wuchtig ein Gebilde nach oben, einem mächtigen Kristall gleichend. Nicht Ruhe, Lob kennzeichnend, sondern Bewegung, Leben. Und wie unter bestimmten chemischen Verhältnissen, unter besonderen Druck- und Temperaturverhältnissen die verschiedenartigsten Kristalle sich bilden, gleichsam als Lebenselement der toten Materie sich darstellen, so mag auch der Künstler zum Ausdruck bringen wollen, wie unter ganz besonderen Verhältnissen einer bewegten Zeit diese Toten zum Opfer fielen. Und blitzartig mahnend erhebt sich das Denkmal für kommende Geschlechter. Auch wir Naturfreunde haben alle Veranlassung, dieses Ehrenmal zu beachten und für seinen Schutz und seine Erhaltung immer und jederzeit einzutreten und jenen, denen es gilt, die würdige Ehrung dadurch zu erweisen.

Epilog!

(Zu: „Gedanken eines Optimisten“ in Nr. 3, 1925.)

Es gibt Ängste, — — — Angst aus Feigheit geboren und Angst, die wie reißende Krallen aus einer dunklen Ahnung, aus einem kalten, harten Wissen hervorspringt, — — greinend, erschreckend, heßend, quälend! — — — — — Angst aus Feigheit ist das nicht, wenn man zwischen Risten und Fässern, Tonnen und Dosen, mit Tod und Entsetzen gefüllt, steht und heßet, hastet unter der Peitsche der Antreiber. Aus unbarmherzigen Maschinen greifen gehässige, blüßschnelle Arme mit dürren Todeshänden an deine Brust. Da ächzet die Seele und wirft zitternd Ringe, gleich Wellenkreisen auf grundlosen Fluten.

Die Kameraden schufteten wortlos, oft auf ihre Sterbestunde — — auf den Todes-Augenblick bedacht, — — — manchmal nur gehen liebe Gedanken durch das bebende Hirn. Die Mädels lächeln und tändeln im Geiste durch blumenbunte Wiesen dahin, — aber dann knarren die Maschinen lauter und das Pulver gibt eigentümliche, rasselnnde Geräusche von sich, — da werfen sie hastig den Kopf herum, ängstlich — — — und ihre Augen gehen ahnend

Am 4. März 1925 vormittags gegen 10 Uhr ereignete sich im Sprengstoffwert Meinsdorf eine Explosionskatastrophe und — — — Proleten wurden zerfetzt! — — — Was ist das?

von Mensch zu Mensch, aber die Antreiber drücken sie roh auf die Arbeit zurück.

Ein hämmernendes Memento mori zittert durch die Räume. Doch die brutalen, zerfetzenden Befehle überdröhnen alles! — — — — —

Dann — — — — —!

Da war es Morgen und die Sonne ging auf, wie der erwachende Blick der Geliebten! Ueber der Fabrik, — um die aufspringenden Essen wirbelt ein silberner Schein befreiender Frühlingsahnung. Und die Sonne sieht auch zu den vergessenen, geheßten Arbeitsmenschen hinein.

Aber dann springt jäh eine Flamme auf und die Sonnenstrahlen zersplittern.

Ein Schrei, — aus vielen Herzen gepreßt. —

Donner, Knall, — — — Blitz — — — Knattern!

Gebäude stürzen! Menschen stürzen, — hier hin, dort hin, — fort, fort, fort, — — — Mutter, Mutter!

Schrei — — abgerissen, — — — tot, zer-

malmt, verbrannt, zerfetzt, zerschmettert!

Ein Knall, — Entsetzen!

Ein zweiter, — Zerfetzen!

Ein anderer, — Zammern, Wimmern, Wimmern, Wimmern! Gurgeln aus blutigem Munde, — — — wieder das Wort: Mutter! Ach!

Zischende Flammen wühlen!

Menschen jagen entsetzt über die glühenden Trümmer, prallen gegen Mauerreste, stürzen, ächzen, verbrennen!

Wirbelt ein Mädchen durch die Flammen, — Brüste abgerissen, Herz frei, — — — bricht nieder zwischen den Wällen, tot, entseelt. — „Kamerad, du hast drei kleine Mädchen dabei, — ach, dein Gehirn ist über die Steine verspritzt, das Gehirn, das sich plagte um die Kinder, sich zermühte um das graue Brot.“ Dort liegt die Frau, — hat auch kleine Kinder, — — — weißt du schon? — — — ihr Mann ist früher mal hier in die Luft geflogen! Sie sieht hinauf zum Himmel, als sähe sie einen Ausweg aus allem Elend, — — — und hat doch keine Augen mehr und die Stirn klappt auf.

Auf der Bahre liegt der Ahtzehnjährige ohne Beine, faßt in die Westentasche, zieht die Uhr heraus — — — und — — —: „Hier, — meine Uhr, — mein Vater arbeitet im Eisenbahnschuppen, ich heiße, — — — hab — — —!“

Hände, Beine, Schädeltrümmer liegen umher. Ein Rückgrat spreizt sich grinsend über die Trümmer. Eisenträger liegen gleich glühenden Schlangen über rauchende Leichen.

Verwundete liegen, die Hände in den Schutt gekrallt und erwarten das Ende.

Die Kameraden springen über die giftige Blut und retten, retten, retten, retten, — — — mit weinenden Herzen, und die Tränen fallen in das blutige Gestein.

Sie weinen, — — — doch sie retten!

Wichtige Arme umschlingen die Wimmernden, Weinenden, Schreienden, Stöhnenden, — — — Flüsternden!

So vergehen die blutigen Stunden!

Über auf den rauchenden Ruinen steht der Baumeister und entwirft Skizzen zu neuen Pro-

fit-Tempeln. Und die Direktoren nicken zustimmend und erlöst, wenn er mit dem Bleistift über das Chaos deutet. Sie vergessen den Schmerz verlorenen Besitzes und „richten sich auf“ an dem genialen Plan des spekulierenden Baumeisters.

Wieviele sind tot?

Das ist eine robuste, brutale Frage!

Geschäftsmäßige Herzlosigkeit!

Daß der Profit-Lob Menschen fraß, ist Peitschenschlag und Brennen genug! — — —

Draußen vorm Werktor stehen die Mütter, die Väter, die Geliebten, — — — die Kinder!

Fragen, — ängstliche, verzweifelte, tonlose,

— — — immer, immer wieder, — — —

Fragen aus vertrockneten Kehlen.

Nicken und Schütteln verwirrter, beschmutzter Häupter: Er ist dabei! Sie ist dabei! Er ist nicht dabei! Sie ist nicht dabei!

Tränen, Flüche, geballte Fäuste — — — und Autos mit Sterbenden jagen auf die Landstraße hinaus.

Ueberlebende sitzen erschöpft auf den Bordsteinen und wehren vernichtende Fragen ab, stieren über das Pflaster und wundern sich über die Menschen, — — — fühlen sich tot!

Weinende Frauen wanken davon!

Aber die Proleten springen auf! Wer ist der Schuldige?

Und sie schweißen sich zusammen und bilden einen eisernen Ring, schwören, angesichts der gemordeten Brüder und Schwestern:

Moloch Kapital!

Beugst du dich heute nicht, beugst du dich morgen doch tiefer denn heute!

Mögen noch Tausende bluten und sterben.

Wir zwingen dich dennoch, Moloch Kapital!

Hans Lorbeer, Pflesteritz.

„Organismus“ und „Mechanismus“

Man behauptet und — wie mir scheint — nicht mit Unrecht, daß der Mensch, das höchstentwickelte organische Lebewesen, sich von den Maschinen, die er selbst im Verlaufe der Jahrtausende geschaffen hat, immer mehr beherrschen ließe. Unsere Untersuchung soll zeigen, was an

dieser furchtbaren Tragödie, denn eine solche wäre es, Wahres ist. Zunächst jedoch dürfte es notwendig sein, sich über die Begriffe „Organismus“ und „Mechanismus“ klar zu werden.

Die organische Welt unterscheidet sich von der anorganischen dadurch, daß sie selbsttätiges, ent-

wicklungsfähiges Leben in sich birgt, während die anorganische Welt „tote“ Materie ist. Die Pflanze, das Tier und der Mensch sind organische Gebilde, die sich von der Urzeit der Erde her fortzuehend zu den Formen entwickelt haben, die ihnen jetzt eigen sind. Sie sind nicht durch äußere Kräfte, will sagen durch Wirkung von außen her zusammengeschichtet, sie gewinnen ihre äußere Erscheinung, indem sie aus einem befruchteten Keim durch inneren Antrieb wachsen, reifen und sich fortpflanzen. In ihnen wirkt, bewußt oder unbewußt, der Geist des Lebens.

Wir wissen aus der Naturgeschichte, daß Pflanzen, Tiere und Menschen Körper haben, die ein unendliches Gewebe und Gewimmel von Myriaden-Zellen darstellen, die alle, trotz ihrer winzigen Kleinheit, ebenfalls als organisches Lebewesen bezeichnet werden müssen. Je harmonischer diese Zellenwesen zusammenarbeiten und je gesünder sie im einzelnen sind, ein desto kräftigeres Leben, ein desto schöneres Wachstum, eine desto größere Reife wird die Pflanze, wird das Tier und wird der Mensch, der uns natürlich am meisten interessiert, entfalten.

Um sich im Kampfe ums Dasein behaupten und durchsetzen zu können, schuf letzterer sich Werkzeuge, die er immer mehr zu vervollkommen verstand. So sind neben den Werkzeugen primitiverer Art Maschinen für alle Zwecke entstanden und haben besonders in den beiden letzten Jahrhunderten die Technik und der Mechanismus einen ungeheuren Aufschwung genommen.

Im Gegensatz zum „Organismus“ wohnt dem „Mechanismus“ kein selbsttätiges Leben inne, wengleich ihm auch durch äußere Einwirkungen und Kräfte Bewegung und Tätigkeit verliehen werden. Der „Mechanismus“ sollte ausschließlich ein Mittel zum Zweck sein. Er sollte den Menschen das Leben leichter und freier gestalten. Aber er hat es in wachsendem Maße unerträglich gemacht, indem er Selbstzweck wurde. In derselben Weise wie sich der „Mechanismus“ vervollkommnete, griff er auch auf die Institutionen der menschlichen Gesellschaft über und machte sie steif, entgeistete und entseelte sie. Und jetzt sind die Menschen in allen Ländern bereits soweit, daß ein fühl- und geistloser Mechanismus überall die ursprünglichen organischen Gesellschaftsformen ersetzt.

Geistige Gemeinschaft, freie Bewegung, Solidarität, der innere Drang nach Harmonie, Ausgleich und Gerechtigkeit, die eigentlichen Kennzeichen organischen Lebens und Wirkens, sind verschwunden. An ihre Stelle traten selbstsüchtiger

Ungeist, Zwang, niedere Zweckmäßigkeit und eine Moral, die von außen her die Menschheit den dunklen Zwecken ihrer Gewalthaber gefügig machen will. Krieg und Militarismus, Geseze und Justiz, der Staat und alle seine Einrichtungen sind Maschinen unheimlichster Art geworden.

Schon in jenen fernen Zeiten, wo der Mensch das von ihm erfundene Werkzeug als Waffe erstmals gegen seinesgleichen wandte, setzte der Mißbrauch ein, begann die Herrschaft des Mechanismus. In unserer Zeit, wo man die Menschen nur mehr als leicht erfesbare Teile der Arbeitsmaschinen würdigt, und wo die Waffen- und Mordtechnik in der raffiniertesten Weise gefördert worden ist, triumphiert der Mechanismus über alles. Es ist Logik in ihnen, eine fühllose, grausame Logik. Was zwischen seine Räder geworfen wird, das zermahlt er.

Aber es gibt kein Uebel, das in sich nicht die Kräfte für seine Selbstvernichtung trüge. Die Völker waren in früheren Zeiten organische Wesen höherer Art, voll inneren Lebens und Regung, frei und unbegrenzt. Sie sind jedoch im Laufe der Zeit zentralisiert, mechanisiert und schließlich in starre Staatsformen gepreßt worden, die keine freie Entwicklung mehr zulassen. Die Volksseele wurde getötet und statt dessen erfand man zu den willkürlichen Staatengebilden ein willkürliches Nationalbewußtsein. Das sollte den einzelnen Staatsmaschinen den fehlenden Geist ersetzen. Mit der fortschreitenden Mechanisierung verwandelte sich bei den einzelnen Staaten das sogenannte Nationalbewußtsein in Dünkel und Anmaßung. Die eine dieser Staatsmaschinen wollte stärker sein wie die andere. Auf allen Seiten heizte und schürte man sie bis zum Bersten und schließlich fuhren sie gegeneinander los wie tollgewordene Lokomotiven. Das führte zur Katastrophe des Weltkrieges, zum wirtschaftlichen und politischen Chaos, und das wird auch zum Untergang der Staaten sowie des ganzen mechanischen Weltsystems führen. Man wird sich bald genug davon überzeugen, daß die zusammengeprallten Maschinen nicht mehr reparaturfähig sind. Der Wahnsinn hätte eben unterbleiben müssen.

Wir können aus diesem Furchtbarsten, das sich jemals auf der Erde ereignet hat, erkennen, wohin es führen muß, wenn die Menschheit die Bahnen der Natürlichkeit verläßt und in geistiger Unzulänglichkeit sich Gesellschaftsformen und Institutionen schafft, die ihrem Wesen, das logischerweise organisch sein muß, direkt widersprechen. Mit tausendjährigem Zwang, tausend-

jähriger Knechtschaft, tausendjähriger Pein hat sie es büßen müssen.

Der einzelne Mensch, ebenso wie das einzelne Volk, dürfen sich nicht zu bloßen Maschinen herabdrücken lassen, oder gar nur zu Maschinenteilen. Sie müssen sich bewußt sein, daß kein Antrieb so rein und mächtig ist, als der in ihrem Inneren, denn er kommt, von unzähligen Vor-Ähnen weiter entwickelt, aus Ur tiefen des Werdens heraus und strebt nach den höchsten Möglichkeiten der Einheit und Harmonie.

Die Völker sollen keine Staatsmaschinen mehr sein, die sich gegenseitig zerstören, sondern organische Glieder des Menschheitskörpers. Desgleichen erinnere sich auch der einzelne Mensch seiner Würde und entleide sich jedem Zwange toter Systeme und schlimmer Unterdrückung. Die Werkzeuge und Maschinen müssen wieder das werden als was sie ursprünglich gedacht waren: Mittel zur Erleichterung, zur Bereicherung und Verschönerung des Lebens der Gesamtheit, aber sie dürfen nicht mehr zur gegenseitigen Unterdrückung und Vernichtung der Menschen dienen. Noch weniger aber darf der Pseudogeist des Mechanismus sich auf die menschlichen Vereinigungen, wirtschaftlichen und politischen Institutionen ausbreiten.

Mechanismus und Zentralismus sind gleichartige Begriffe. Wie sich die Staatslenker die Regierung am liebsten so einrichten, daß sie nur da oder dort auf die Knöpfe zu drücken brauchen, um das Räderwerk in Gang zu bringen, wie sie auch im August 1914 nur diese oder jene Ventile regulierten, worauf alsobald die ungeheure Kriegsmaschine sich in Bewegung zu setzen begann, genau so selbstherrlich möchten auch die zentralistischen Parteien und Gewerkschaftsführer halten und walten. Ein Wink von ihnen und die Arbeiter sollen springen, ein anderes Kom-

mando, und sie sollen sich wieder ducken. Auch sie wollen nur gefügige Werkzeuge ihres Willens, aber keine selbständig denkenden Menschen, die von selbst die richtigen Wege einzuschlagen wissen.

Die Frage der Zukunft des Menschheitsgeschlechtes ist hauptsächlich eine Frage, die dahin geht: „Werden nun endlich die Menschen und die Völker sich wirklich und in Wahrheit organisieren“, oder werden sie, sich und der Natur ins Gesicht schlagend, abermals anfangen zu vergewaltigen und mechanisieren? Sollte das Selbstverständliche so schwierig, das Naheliegende so fern sein, daß man es nicht ergreifen könnte? Ist die Lage, in der sich die Menschheit zurzeit befindet, nicht dazu angetan, ihr zu lehren, daß sie sich auf ihre Ursprünglichkeit und Natürlichkeit zurückbesinnen muß, wenn sie ein Leben in Freiheit und Würde beginnen will?

Alle Entwicklung ging von unten aus, von einzelnen, ebenso alle Freiheit. Noch niemals ist den Massen der Arbeiter, noch niemals den Völkern von ihren Zentralen, von ihren Staatsregierungen irgendein Heil geworden. Aber wenn sich jeder einzelne bemüht, seine körperlichen und geistigen Kräfte harmonisch zu entfalten, ohne seine mitstrebbenden Volksgenossen zu schädigen, wenn er an Stelle des jetzt frassierenden Eigennutzes gegenseitige Hilfe und Nächstenliebe pflegt; wenn sich dann auf höherer Stufe die Völker in gleicher freier Weise organisieren, erfüllt vom Geiste der Gemeinschaft und Solidarität, von gegenseitiger Wertschätzung und Achtung, erst dann wird die Menschheit das sein, was sie schon längst sein könnte, wenn Sinn nicht in Unsinn verkehrt worden wäre, — ein herrlicher Organismus, der die ganze Erde umfassen und Frieden, Freiheit und Freude in sich schließen wird.

Wachs, Goldblauer.

Ilmenauer Wandertage

Willy Ulrich, Ilmenau.

(Fortsetzung)

1. Im Schortetal.

Ein trüber Morgen führte uns zur Stadt hinaus. Durch frische Felder ging es dem Lindenberg entgegen. Er gewährte uns einen prächtigen Ausblick auf Ilmenau und Umgebung. Zu unseren Füßen die noch im Morgenschlummer liegende Stadt mit ihren Straßen und Plätzen, Erkern und Giebeln der Häuser. Weiterhin erheben sich

die Höhen von Unterpörlitz. Zur Linken grüßt die Sturmhaide. Weiter schweift unser Blick. Wohin das Auge sieht: Wälder, abwechselnd mit schmucken Dörfern. In der Ferne schließen Berge das Gesamtbild ab.

Bald nahm uns der Hochwald auf. Eine heilige Stille herrschte hier, nur von dem Rauschen der Bäume unterbrochen. Bergab ging

nun der Weg zum einsamen Schortetal. Auf eine Lichtung heraustretend, liegt es vor uns. Im Wiesengrund plätschert die Schorte, auf beiden Seiten von steil ansteigenden Bergen, die mit Nadel- und Laubholz bestanden sind, eingeschlossen.

Dem Tale folgend, gelangten wir zum idyllisch gelegenen Knüpfelstaler Teich. In bedrohliche Nähe rücken die Berge an ihn heran, sich in seinen klaren Fluten widerspiegelnd. Am Fuß des kleinen Helmsberges weitergehend, kamen wir an jene Stelle, wo sich der Bach, aus einer düsteren Schlucht herabrauschend, über einen Felsen stürzt. Felsen umgeben die Kaskade und dichtes Lannendunkel, vermischt mit dem grünen Blättergewirr der Buchen, überschattet die enge Schlucht, die den Namen „Das finstere Loch“ trägt.

„Melodisch rauscht die hohe Lanne wieder,
Melodisch eilt der Wasserfall hernieder!“
Oberhalb des Finsternen Loches nimmt die Schorte ihren Ursprung durch mehrere Quellen.

Wo sonst, als hier, mag sich die nächtliche Szene zugetragen haben, die Goethe in seinem Gedicht „Imenau“ so anziehend schildert?

Zu jener Zeit war es, daß die Männer des „lustigen Weimars“ oft in den Wäldern Imenaus weilten. Seckendorf, Knebel, Herr von Stein, der Mann der vielgenannten Freundin Goethes, und wie sie alle heißen, verlebten in den Bergen stille und auch vielbewegte Zeiten, wenn Goethes Freund, Karl August von Weimar, in Imenau eintraf.

Ueber jene nächtliche Begebenheit berichtet Goethe unter anderm in einem Briefe am 23. Oktober 1828 an Eckermann:

„Das Imenauer Gedicht enthält als Episode eine Epoche, die im Jahre 1783, als ich es schrieb, bereits mehrere Jahre hinter uns lag, so daß ich mich selber darin als eine historische Figur zeichnen und mit meinem eigenen Ich früherer Jahre eine Unterhaltung führen konnte. Es ist darin, wie Sie wissen, eine nächtliche Szene vorgeführt, etwa nach einer solchen halbschreckenden Fahrt im Gebirge. Wir hatten uns am Fuße eines Felsens kleine Hütten gebaut und mit Lannenreisern gedeckt, um darin auf trockenem Boden zu übernachten. Vor den Hütten brannten mehrere Feuer, und wir kochten und brieten, was die Jagd gegeben hatte. Knebel, dem schon damals die Labakäpseife nicht kalt wurde, saß dem Feuer zunächst und ergötzte die Gesellschaft mit allerlei trockenen Späßen, wäh-

rend die Weinflasche von Hand zu Hand ging. Seckendorf, der schlanke, mit den langen feinen Gliedern, hatte sich behaglich an den Stamm eines Baumes hingestreckt und summt allerlei Poetisches. Abseits in einer ähnlichen kleinen Hütte lag der Herzog im tiefen Schlaf. Ich selber saß davor, bei glimmenden Kohlen, in allerlei schweren Gedanken, auch in Anwandlungen von Bedauern über mancherlei Unheil, das meine Schriften angerichtet. Knebel und Seckendorf erscheinen mir noch jetzt gar nicht schlecht gezeichnet, und auch der junge Fürst nicht in diesem düsteren Ungestim seines zwanzigsten Jahres;

Der Borwis lockt ihn in die Weite,
kein Fels ist ihm zu schroff, kein Steg zu schmal;
der Unfall lauert an der Seite
und stürzt ihn in den Arm der Qual.“

Die Schlucht hinauf ging es nun. Ueber Steingeröll mußten wir hinwegsteigen. Umgestürzte Bäume und Baumstümpfe mit Moos bewachsen versperrten den Weg. Glitschige Felsen galt es zu umgehen oder zu überklettern. Nun erweiterte sich die Schlucht zu einem hochromantischen Wiesengrund, dem „Breite Grund“. Nach ihm ist auch der in ihm liegende Teich benannt. Eine echte rechte Bergeinsamkeit ist es, die sich uns darbietet. Munter hüpfet das Bächlein zu Tal. Seine Ufer sind mit mancherlei Blumen geschmückt, die aus dem hier durch das belebende Raß viel dunkler als sonst gefärbten Grün herausragen. Zu beiden Seiten der dunkle Waldesrand, darüber die Mittagsruhe.

Am Waldesfaum entlanglaufend, kamen wir auf die Frauenwalder Chaussee. Im flotten Marschtempo ging es nach Hause zu. Bald sahen wir den Auerbähn vor uns liegen. Sich 714 m ü. d. M. erhebend, wurde er 1819 vom Schultheißen Johann Nikolaus Christian Heinz zu Stützerbach erbaut. Schon vorher (1791) hatte der einstige Besitzer des Gasthauses „Weißes Roß“ in Stützerbach — in dem Karl August und Goethe einst mit den Dorfschönen tanzten — Reichart, um die Bauerlaubnis mit der Begründung nachgesucht, daß „wegen des langen Weges von Imenau bis Frauenwald zur Winterzeit in Ermangelung aller Einkehr schon mancher Mensch schwer verunglückt sei“. Die Regierung versagte jedoch die Genehmigung, einestheils, um die Gasthäuser in Imenau und Frauenwald nicht zu schädigen; andernteils hatte sie auch kein Vertrauen zu den Reicharts. (Fortsetzung folgt.)